

## Rezensionen zum Themenschwerpunkt

Simon May, **Love. A History**, New Haven, CT/London: Yale University Press 2011, XIV u. 294 S., ca. EUR 23,-, ISBN 978-0-300-11830-8.

In seinem im Klappentext als „ground-breaking“ bezeichneten neuen Werk erzählt Simon May die Geschichte der Liebe als eine Geschichte der Philosophie. In 15 Stationen führt May die LeserInnen von den hebräischen Schriften des Alten Testaments bis ins frühe 20. Jahrhundert, indem er kanonisierte Texte westlicher Philosophen – erstaunlicherweise sind keine Philosophinnen dabei – auf ihre Aussagen zur Liebe befragt. Seine Grundannahme ist ein Wandel der Interpretation von Liebe, nicht aber des Gefühls selbst: „the emotion of love is universal but [...] the way this emotion gets *interpreted* varies greatly from one society and epoch to another“ (11).

Simon May, Philosophieprofessor am King's College London, hat sich bisher vor allem der Ethik und Moral bei Nietzsche gewidmet und selbst einen Band mit Aphorismen verfasst.<sup>1</sup> In seiner Geschichte der Liebe möchte er nun, so betont er nachdrücklich in Einleitung und Schluss, mit verschiedenen Illusionen aufräumen, die sich die westliche Zivilisation über die Liebe mache. Er will nachverfolgen, warum Liebe für bedingungslos, dauerhaft und selbstlos gehalten werde. May bezeichnet Liebe dabei als Religion und erinnert so nicht zuletzt an HistorikerInnen, die sich mit der Entwicklung der Romantik um 1800 befasst haben.<sup>2</sup> Bei May spielt Liebe jedoch auch heutzutage gewissermaßen Gott, und ihm liegt daran zu erklären, wie sie in diese Rolle kam – wofür er weit ausholt. Seine Vorstellung von Liebe skizziert er als Begehren nach etwas oder einer Person, die wir als „grounding and affirming our own existence“ (13) erleben. Dieses „Geerdetsein“ durch den oder die Andere nennt er „ontological rootedness“ (6).

<sup>1</sup> Vgl. King's College London: Professor Simon May, London 2012, unter <http://www.kcl.ac.uk/artshums/depts/philosophy/people/staff/associates/visit/may/index.aspx>, Zugriff: 3.10.2012.

<sup>2</sup> Vgl. z. B. Anne-Charlott Trepp, Emotion und bürgerliche Sinnstiftung oder die Metaphysik des Gefühls. Liebe am Beginn des bürgerlichen Zeitalters, in: Manfred Hettling u. Stefan-Ludwig Hoffmann Hg., Der bürgerliche Werthimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts, Göttingen 2000, 23–55.

Die Geschichte der Liebe habe, so May, in den letzten Jahrtausenden vier Entwicklungsstufen genommen. In der ersten Phase einer Transformation, die er von der Zeit der Verkündung der Zehn Gebote bis zu den Schriften des Hl. Augustinus ansetzt, wurde die Liebe zum höchsten Wert. Aus dem Neuen Testament, in dem Jesus viel weniger von Liebe spreche als gemeinhin angenommen, und den Schriften der Kirchenväter leitet May dann das Argument ab, warum christliche Liebe zwar „life's supreme virtue“ (81), aber eben nicht bedingungslos und selbstlos sei: Es werde immer etwas als Gegenleistung verlangt. Bedingungen für die Liebe findet May auch in der antiken griechischen Philosophie. Bei Platon muss sich der oder die Geliebte durch Schönheit und Güte auszeichnen, bei Aristoteles kann freundschaftliche Liebe nur in gegenseitigem Respekt gelingen.

In der zweiten von May konstatierten Phase der Veränderung bis zu Martin Luther erhielten Menschen die göttliche Fähigkeit zu lieben durch Gottes Gnade zugeschrieben. Die dritte Transformation überschneidet sich mit der zweiten, beginnt nach May mit der Troubadourdichtung im 11. Jahrhundert und endet bei Jean-Jacques Rousseau im 18. Jahrhundert. Sie erlaube nun einem einzelnen Menschen, der größten Liebe wert zu sein, die bis dahin nur Gott zugestanden hatte. In der höfischen Liebe entwickelte sich nämlich erstmals ein Kult um eine Frau, die ihren Verehrer zu einer tugendhaften Liebe inspirierte.

Einen weiteren Schritt macht der Autor mit Spinozas Verständnis von Ganzheit, dem zufolge auch die schlechten Seiten eines Menschen zur Liebe gehören. Antworten darauf, wie Liebe denn in eine Welt voll Enttäuschung und Leid passe, findet May dann bei Friedrich Nietzsches Affirmation des ganzen Lebens. Seine letzte Station ist die große Erzählung „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ von Marcel Proust, in der May eine Dialektik der Liebe zwischen Bemühen und Enttäuschung, Freude und Angst erkennt. In dieser vierten Transformationsphase, die mit der Aufklärung begonnen hat, befinden wir uns in seiner Darstellung noch immer: Die oder der Liebende würde durch Liebe authentisch, und Liebe würde zu etwas Absolutem. Denn „love falls in love with itself“ (164) und werde so zu einem Gott, während die Position des oder der Geliebten aus dem Bild zu verschwinden drohe.

Seinen Auswahlprozess und die zwangsläufige Unvollständigkeit seines Textkanons reflektiert May kaum – anders als es etwa seine französischen Fachkollegen Roland Barthes mit den „Fragmenten einer Sprache der Liebe“ und Alain Badiou mit einem subjektiven „Lob der Liebe“ taten.<sup>3</sup> Mays Buchtitel hingegen suggeriert eine konsistente Geschichte. Wie bereits eingangs konstatiert, beschäftigt er sich mit keiner einzigen Philosophin ausführlicher, sein kurzer Verweis auf die französische Gelehrte Heloise im 11. Jahrhundert macht deren eigene Sichtweise beispielsweise nicht deutlich.

---

3 Roland Barthes, *Fragments d'un discours amoureux*. Paris 1977 [dt. *Fragmente einer Sprache der Liebe*, Frankfurt a. M. 1984]; Alain Badiou, *Éloge de l'Amour*, Paris 2009 [dt. *Lob der Liebe*. Ein Gespräch mit Nicolas Truong, Wien 2011].

Dabei wären etwa in den Schriften von Mysterikerinnen wie Hildegard von Bingen im 11. Jahrhundert durchaus Betrachtungen zu Liebe und Demut zu finden gewesen, und weibliche Vorstellungen von ehelicher Liebe hätten sich bereits in der Lyrik von Christine de Pizan aus dem Ende des 14. Jahrhunderts untersuchen lassen. Auch die Position der spanischen Klostergründerin Teresa von Ávila (1515–1582) hätte May gegenüber seiner Auseinandersetzung mit ihrem weniger bekannten Mitbruder Johannes vom Kreuz stärken können. Seine abschließende Analyse von Marcel Prousts Roman wiederum hätte ein zeitgenössisches Gegenstück wie beispielsweise Virginia Woolfs „Mrs Dalloway“ bereichert, während Mays Schlusspunkt in den 1920er Jahren eine Beschäftigung mit Simone de Beauvoirs feministischer Philosophie oder mit den „Histoires d’amour“ von Julia Kristeva leider überhaupt ausschließt.<sup>4</sup>

Nicht nur beim Textkorpus, auch inhaltlich ist Mays Position meist eine androzentristische. Dass eine Geschichte der Liebe untrennbar mit zeitgenössischen Geschlechterverhältnissen verknüpft ist, darauf geht May zwar stellenweise ein, so zum Beispiel im Kapitel über die Troubadourdichtung. Doch auch dort wird die Verehrung der „idealised lady“ (128f.) nur aus männlicher Sicht beschrieben. Die patriarchalische Vorstellung des Mannes als Liebendem und der Frau als Geliebter setzt sich auch durch, wenn May die aristotelische Freundschaftslove auf die Gegenwart umlegen will und dabei ein konservatives Familienbild mit einem männlichen Ernährer, einem „contemporary man with a job, a mortgage and a family“ (64), zeichnet. Bei den zentralen Aussagen des Buches allerdings ist die Liebe selbst das Subjekt, die liebenden Menschen und damit auch Mays Konzept von ‚Geschlecht‘ bleiben undefiniert; auch eine Geschichte der Differenzen zwischen homosexueller und heterosexueller Liebe wird nur punktuell – etwa mit Bezug auf Sokrates – aufgegriffen.

May postuliert im Vorwort, die Vorstellung von Liebe habe sich in den letzten beiden Jahrhunderten kaum verändert: „Indeed, when it comes to love, the ‚long nineteenth century‘ extends not only into the twentieth [...] but well into the twenty-first“ (xii). Die Liberalisierung der Sexualität und der Ehe über die letzten hundert Jahre sei von einer „Verknöcherung“ der Liebe („ossification“, xii) und nicht von ihrer Neuerfindung begleitet worden. Somit sind dem Autor die Auswirkungen der Ersten und Zweiten Frauenbewegung auf das Zusammenleben von Männern und Frauen für seine Vorstellung von Liebe nicht wichtig, und auch den für die Verbreitung von „Illusionen“ der Liebe relevanten raschen Wandlungsprozessen im Medienbereich widmet er keine Aufmerksamkeit. Während May bei seiner Analyse antiker Texte durchaus wertvolle Hinweise auf den zeitgenössischen Entstehungskontext gibt, etwa zur Situation von Freien und SklavInnen im alten Griechenland, ist die Argumentation für die Jahre nach 1800 nicht historisch ausgerichtet.

4 Julia Kristeva, *Histoires d’amour*, Paris 1983 [dt. *Geschichten von der Liebe*. Frankfurt a. M. 1989]. Für einen Überblick zur weiblichen Philosophie vgl. z. B. Ursula I. Meyer u. Heidemarie Bennent-Vahle Hg., *Philosophinnen-Lexikon*, Leipzig 1997.

Die allerletzte Station seiner Philosophiegeschichte der Liebe mit Marcel Proust (gest. 1922) anzusetzen, könnte als eine kleine Flucht aus den Verwirrungen der Postmoderne gedeutet werden – die May nicht nötig hätte, fasst er doch die komplexen Theoriegebäude eines Aristoteles, Spinoza oder Friedrich Nietzsche in präziser und auch außerhalb eines philosophisch gebildeten Kreises gut nachvollziehbarer Weise zusammen. Das Buch lenkt die Aufmerksamkeit gezielt auf ausgewählte Stationen einer Geschichte der Liebe. LeserInnen können damit bekannte westliche Philosophen unter einer anderen Perspektive betrachten und die von Simon May zusammengelegten Fäden in Forschungen oder auch persönlichen Vorstellungen über das Verwurzelte in der Liebe weiterspinnen – und vor allem auch geschlechtergeschichtlich deuten.

*Brigitte Semanek, Wien*

Luisa Passerini, Liliana Ellena u. Alexander C. T. Geppert Hg., **New Dangerous Liaisons. Discourses on Europe and Love in the Twentieth Century** (= Making Sense of History. Studies in Historical Cultures 13), New York/Oxford: Berghahn Books 2010, 323 S., EUR 74,99, ISBN 1-978-84545-736-5.

Liebe ist politisch. Diese Binsenweisheit der Frauenforschung kommt in der allgemeinen Geschichte nur langsam an, obwohl das dringend geboten wäre. Denn feministische Wissenschaftlerinnen versuchten seit den 1980er Jahren zwar, den Einfluss von Politik auf Liebe nachzuzeichnen. Nach Arlie Hochschild etwa hatten Frauen der nordamerikanischen Dienstleistungsgesellschaft des späten 20. Jahrhunderts eine regelrechte „Gefühlsarbeit“ zu leisten, die sie von ihren eigentlichen Gefühlen entfremdete. Zumindest implizit setzte Hochschild damit ein vorgesellschaftliches Fühlen voraus, das erst in einem zweiten Schritt durch äußere Eingriffe überformt wurde – dieser Überformung galt die Kritik.<sup>1</sup> Ebenso wichtig aber ist, in umgekehrter Perspektive nach dem Einfluss von Liebe auf Politik zu fragen und dabei die Dichotomisierung von vermeintlich echten Gefühlen im Inneren des Individuums versus extern oktroyierten Gefühlsansprüchen zu historisieren. Pionierin einer solch breit angelegten Politikgeschichte der Liebe ist Luisa Passerini, die nun zusammen mit Liliana Ellena und Alexander C. T. Geppert einen Sammelband über „Discourses on Europe and Love in the Twentieth Century“ herausgegeben hat. Das Buch versammelt Beiträge von MitarbeiterInnen und Gästen des am Kulturwissenschaftlichen Institut in Essen angesiedelten Forschungsprojektes „Europe: Emotions, Identities, Politics“, das Passerini mehrere Jahre geleitet hat.